

Krise oder »Renaissance«?

Die regionalen Heimatbünde und Landesvereine für Heimatpflege und der soziale Wandel in der Bundesrepublik

Thomas Küster

Heimatbünde und Heimatvereine repräsentieren eine in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert bestehende kulturelle Bewegung, die sich von Beginn an in eine staatlich-akademische und eine populäre Richtung aufteilte. Beide Ausprägungen der Heimatbewegung standen und stehen dabei kaum miteinander in Verbindung. Etwa seit 1960 befinden sich beide Ebenen in einem latenten Krisenmodus, der durch die zunehmende Stadt-Land-Diffusion und die Pluralisierung der Lebensstile bedingt ist und sich angesichts neuer konkurrierender Anbieter (Kulturämter, Geschichtswerkstätten) verfestigt hat. Der von Bayern ausgehende »dynamische Heimatbegriff« bot nach 1970 die Chance einer konzeptionellen Neuausrichtung; nun begannen die Heimatvereine, auf die Veränderungen der Nachkriegsentwicklung zu reagieren und die technische Moderne als Teil des Heimatdiskurses zu akzeptieren. Das Vereinswesen insgesamt tendiert heute zu weiterer Spezialisierung (bundesweit mehr Vereine, aber weniger Mitglieder). Auch hier zeigen sich die bekannten Muster des sozialen Wandels: Individualisierung, »Überalterung« und nachlassendes soziales Engagement. Heimatbünde und -vereine sollten darauf mit Angeboten reagieren, die ihre »Übersetzungsfunktion« zwischen staatlichen Kulturdienstleistern (Wissenschaft, Denkmalpflege) und interessierter Öffentlichkeit betonen und die Belange des ländlichen Raumes stärker in den Mittelpunkt rücken.

Die Formulierung des Titels verweist auf zwei Sichtweisen: Nach der einen erlebt der Heimatbegriff in einer Zeit, in der sich gewohnte Sicherheiten aufzulösen scheinen und Millionen Menschen eine neue Heimat suchen, eine »Renaissance«; so hieß es etwa anlässlich des Festakts zum 100-jährigen Bestehen des Westfälischen Heimatbundes (WHB) im vergangenen Jahr. – Nach der anderen befindet sich die Heimatbewegung insgesamt in einer

ernst zu nehmenden Krise, weil sie keinen Nachwuchs, keine Vorstandsmitglieder mehr findet und ihr auch zunehmend die Aufgaben und die Themen ausgehen. Das ist jedenfalls zumeist in den lokalen Tageszeitungen zu lesen, wenn über die örtlichen Heimatvereine berichtet wird.

Schaut man auf die Mitgliederzahlen, setzt sich das widersprüchliche Bild fort: Während die Werte in einigen westfälischen Heimat-

vereinen wie dem in Warendorf zurückgehen, verzeichnen andere, z. B. in Jöllenbeck und Ennigerloh oder im niederbayerischen Vilsbiburg, steigende Mitgliederzahlen. Auf der Ebene der regionalen Heimatbünde ist die Mitgliederentwicklung ebenfalls nicht leicht auf einen Nenner zu bringen: Der Westfälische Heimatbund etwa erreichte im Jubiläumsjahr 2015 mit 130 000 Mitgliedern seinen bisherigen Höchststand. Allerdings verbirgt sich hinter dieser Zahl eine strukturelle Besonderheit: Der WHB ist ein Dachverband, und in den letzten Jahrzehnten hat er zusätzliche Vereine in seinen Mitgliederbestand aufgenommen; von daher ist es fraglich, ob die Gesamtzahl der organisierten Mitglieder in Westfalen tatsächlich zugenommen hat. Eine deutliche Zunahme verzeichneten in den letzten Jahrzehnten jedenfalls der Frankenbund (1970: 2300, 2015: 7100) und – etwas moderater – der Bayerische Landesverein für Heimatpflege (1950: 5000, 2015: 8000), während andere Verbände – wie die Badische Heimat oder der Schwäbische Heimatbund – bereits seit mehreren Jahren über rückläufige Mitgliederzahlen klagen.

Die Gründe für diese unterschiedliche Entwicklung liegen nicht allein in der Gegenwart, sondern gehen auf Weichenstellungen aus der Zeit der Jahrhundertwende und der ersten Nachkriegsjahrzehnte zurück. Deshalb soll zunächst eine kurze Darstellung der Organisationsformen und inhaltlichen Neuausrichtungen der Heimatarbeit seit 1900 folgen. An diese Rückschau schließt sich dann ein kontrastierender Blick auf aktuelle Tendenzen im deutschen Vereinswesen an. Aus der Einbeziehung verschiedener Landesverbände der Heimatpflege (Badische Heimat, Bayerischer Landesverein, Niedersächsischer Heimatbund, Westfälischer Heimatbund) und zum Schluss auch unter-

schiedlicher Vereinssparten sollen Kriterien für eine vergleichende Bewertung des gegenwärtigen Zustandes und der künftigen Perspektiven der organisierten Heimatbewegung abgeleitet werden.

1. Ausgangslage, Standortbestimmung, Fragestellung

Zunächst ist zu fragen: Gab und gibt es überhaupt eine einheitliche Heimatbewegung in der Bundesrepublik bis in die Gegenwart, oder müssen wir nicht vielmehr von mehreren parallelen Entwicklungen ausgehen, die jeweils unterschiedlich erfolgreich waren? Trifft letzteres zu, ist zu fragen, welche Faktoren für eine effektive Verbands- und Vereinspolitik von Bedeutung waren. Wo existieren auch heute noch Chancen und Potenziale für die Heimatpflege, wo liegen die Unwägbarkeiten der künftigen Entwicklung?

Am Anfang steht wie immer die begriffliche Klärung: Was meinen wir, wenn wir von »Heimatbewegung« sprechen, woher kamen ihre Initiatoren und Akteure, welche Ziele standen im Vordergrund? Entstanden ist die Heimatbewegung bekanntlich aus dem Impuls heraus, sich der Dynamik wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen um 1900 – kurz: der Moderne – entgegenzustellen. Als Auslöser dieser Prozesse galt und gilt vor allem die Hochindustrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (obwohl es eigentlich auch schon zuvor dichte Gewerbelandschaften und ein beträchtliches Ausmaß an Verelendung in der ländlichen Gesellschaft gegeben hatte). Bei den Initiatoren handelte es sich zumeist um Fachleute aus dem Kulturbereich, aber die eigentlichen Träger der Bewegung waren anfangs vor allem Adlige, Archi-

tekten, Lehrer, Anwälte, Pfarrer, Kaufleute und Beamte in den Kleinstädten und auf dem Land. Das akademische Bildungsbürgertum in den größeren Städten formierte sich eher in Historischen und Wissenschaftlichen Vereinen. Die Arbeits- und Themengebiete umfassten bereits zu einem recht frühen Zeitpunkt die Denkmalpflege und den Erhalt historischer Gebäude, das Sammeln bzw. Sichern von Bodenfunden und den Schutz der Landschaft. Was man nicht wollte, waren z. B. der Waldschwund, die Außenreklame oder nach 1945 die Antennen auf den Hausdächern (also spezifische Erscheinungsformen der kommerziellen und technischen Moderne). Außerdem gehörten die Einrichtung kleiner Museen, die Bearbeitung und Präsentation von schriftlichen Quellen, später auch die Bewahrung des Brauchtums und der Volkskultur nahezu überall zum Bestandteil des heimatorientierten Programms. Damit stellte man sich gegen die Eliten der Hochkultur und versuchte, die – ländliche – Bevölkerung für ihre eigene Kultur zu sensibilisieren. Als pädagogische und motivierende Veranstaltungen dienten zumeist die sog. Niedersachsen-, Westfalen- und sonstigen Heimattage.

Diese Einstellung konnte man durchaus als Rückbesinnung auf eine humane Dimension der menschlichen Existenz verstehen. Es ging dabei um das »Schöne«, »Freie«, »Emotionale« und »Tiefgründige« – um »ästhetische« und ethische Ziele also. Das sollte bei aller berechtigten Kritik an den zum Teil exkludierenden Tendenzen der Heimatbewegung vor und nach 1933 nicht vergessen werden. Eine solche Zivilisationskritik war im Übrigen kein rein deutsches Phänomen; auch in Skandinavien, England, Frankreich, der Schweiz und den USA gab es verwandte kulturelle Strömungen. Fast immer gingen diese zunächst

von wenigen Experten aus, die später ihre Anhängerschaft unter den Laien fanden. Der Historiker Heinz Gollwitzer hat das in einer prägnanten Formulierung zugespitzt: Für ihn war die Heimatbewegung keine »Bürgerinitiative«, sondern eine »Aktion der Intelligenz«; er unterschied deshalb eine »akademische« von einer »populären Heimatbewegung«.

Sozial angesiedelt war diese Bewegung im mittleren Bildungsbürgertum, das sich und den eigenen Stellenwert im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert durch mehrere Konkurrenten bedroht sah: durch neue Spezialisten wie Techniker und Ingenieure, großbürgerliche Unternehmer, Intellektuelle und Künstler, die scheinbar »entsittlichten« Unterschichten und die neuen, oftmals akademisch gebildeten Führer der Arbeiterbewegung. Die Moderne hatte all diese sozialen Gruppen und neuen Berufe hervorgebracht, die nun die Deutungsmacht, welche die Bildungsbürger in der Mitte des 19. Jahrhunderts gerade erst an sich gezogen hatten, zu gefährden schienen. Das löste Abwehrreaktionen aus, die in die entgegengesetzte Richtung zeigten: Heimat wurde jetzt als »kleines Vaterland« aufgefasst, als greifbarer und überschaubarer Gegenpol zum neuen Nationalstaat. In der Heimatbewegung erfolgte zugleich eine Neubewertung des ländlichen Lebens, das als Kraftquelle für das Volk gesehen wurde (zuvor hatte man dieses Leben eher mit ländlicher Armut, Arbeit und Ungebildetheit in Verbindung gebracht).

Es ist auf das Paradox aufmerksam gemacht worden, dass das Bürgertum – also ausgerechnet jene soziale Schicht, die die Moderne, die Technisierung, Industrialisierung und Urbanisierung in Gang gesetzt hat, gleichzeitig in Form der Heimatbewegung auch die größte und stabilste Gruppe der Kritiker hervorgebracht habe. Niedersächsische Landeshistoriker haben den Heimatschutz deshalb sogar

als bewusstes Ablenkungsmanöver des Bürgertums gewertet, das die negativen Folgen eines expansiven Kapitalismus habe kaschieren wollen. Diese Sichtweise verkennt allerdings, dass innerhalb der breiten Schicht des Bürgertums große Unterschiede bestanden: Es waren nämlich vor allem jene humanistisch gebildeten Bürger, die sozusagen im Angesicht von Antike und Romantik ausgebildet worden waren, die jetzt gegen viele – nicht alle – Neuerungen der Moderne opponierten. Und selbst im Wirtschaftsbürgertum der Kaufleute und Fabrikbesitzer, also unter den Förderern der Moderne, gab es Stimmen, die die zunehmende Landflucht, die Konzentration von Arbeit, Produktion und Verwertung (z. B. im Ruhrgebiet) in dieser Massivität als bedrohlich empfanden. Vielleicht sollte man deshalb im Hinblick auf die frühe Heimatbewegung eher von einer schichtenspezifischen Anpassungskrise an die Moderne sprechen, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überwunden wurde und zu einer weitgehenden Akzeptanz des modernen Lebensstils führte.

Trotz der europaweit verbreiteten Zivilisationskritik wies die deutsche Heimatbewegung mindestens drei Besonderheiten auf:

- Der »Regionalismus« – der in einem jungen Nationalstaat fast immer vorhanden ist – diente hier als zusätzlicher Motor des Heimatgedankens. Heimatarbeit wurde praktisch zu einem Kristallisationspunkt für diese Regionalismen, die ihrerseits zu einer raschen Institutionalisierung der Heimatbewegung in Deutschland beitrugen.
- Hinzu kam die ausgeprägte Hinwendung zur »Natur«. Dazu wurden in den 1920er bis 1950er Jahren auch die sog. Stammeskategorien und die manifeste »(Volks-)Kultur« gerechnet. Auf sie griff man hier bevorzugt zurück, weil sie gewissermaßen als

stärkste Antipoden zur industriellen Welt und zum gesellschaftlichen Wandel betrachtet wurden.

- Und eine weitere Besonderheit: Die deutsche Heimatbewegung verteilte sich von Anfang an auf zwei Akteursebenen: einen Überbau auf der Ebene der Regionen (das waren die Landesverbände wie die Badische Heimat oder der WHB) und eine Basis auf lokaler Ebene (das waren die örtlichen Heimatvereine). Beide Ebenen gewannen, von einzelnen »vorzeitigen« Gründungen abgesehen, etwa gleichzeitig – um 1900 – an Bedeutung, unterschieden sich aber hinsichtlich ihrer Trägerschichten und inhaltlichen Ausrichtung. Die überörtlichen Landesverbände wurden und werden meist sehr stark von öffentlicher Seite gefördert und von höheren Beamten und Wissenschaftlern geleitet; sie orientierten sich zwar in Richtung regionale Interessenvertretung, waren aber auch im Sinne der Geldgeber landespolitisch aktiv. Als regionale Verbände waren sie anfangs im Deutschen Heimatbund organisiert – heute überwiegend im Bund Heimat und Umwelt (BHU).

Die lokalen Heimatvereine verfügten von Anfang an über eine breitere soziale Basis: Nicht nur das Bildungsbürgertum, auch viele andere Berufe vor allem des ländlichen Raumes fanden hier zusammen. Sie verstanden und verstehen sich zumeist als unpolitische Ortsvertretungen, die sich für den Erhalt der lokalen Lebenswelt einsetzen, aber durchaus auch situative politische Ziele verfolgen. Beide Ebenen profitierten voneinander, und das hat zu einer pragmatischen Aufgabenteilung geführt: Die regionalen oder landesweiten Heimatbünde bieten fachliche Unterstützung und sind bemüht, das Thema »Heimat« auch für die mittlere Ebene zu reklamieren, während

sich die lokalen Vereine zwar primär um die Ausrichtung von Ortsfesten, das Brauchtum oder den Unterhalt von Kleinmuseen kümmern, aber auch oftmals eine Massenbasis stellen, die den Forderungen der regionalen Vertreter größeres Gewicht verleiht.

Die regionalen Heimatbünde lassen sich insgesamt in drei oder vier verschiedene Typen unterteilen: Es gibt eine staatsnahe landesintegrativ ausgerichtete Variante wie in Bayern, einen ebenfalls integrativ gedachten, aber stärker an den Regionen ausgerichteten Typus wie in Niedersachsen, einen auf den Landesteil ausgerichteten, durch einen Kommunalverband getragenen Heimatbund in Westfalen und eine primär vereinsmäßig organisierte, »freie« Heimatpflege in Württemberg oder Baden. Innerhalb derjenigen Bundesländer, die über langjährige Integrationserfahrungen verfügen oder nach 1945 neu geschaffen wurden, überwogen bzw. überwiegen landesweit tätige heimatpflegerische Dachverbände; in Bayern, Schleswig-Holstein und Niedersachsen – wie gesagt – mit einer dezidiert landesintegrativen Zielsetzung. Lediglich in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen (anfangs auch in Hessen mit einem Kurhessischen und einem Nassauischen Heimatbund), also Ländern mit besonders starken Teilidentitäten und institutionellen Regionalismen, blieben die schwäbischen, badischen, rheinischen und westfälischen Verbände intakt und aktiv. Landesverbände und örtliche Heimatvereine gingen dabei organisatorisch oftmals nur lockere Verbindungen ein. Keiner der hier ausgewählten Landesverbände entstand als aktive Gründung seitens der lokalen Vereine. Stets wurden sie vom akademischen Bürgertum analog zur politischen Verfasstheit ihrer Bezugsregion initiiert (deshalb kam es ausschließlich zu Top-Down-, nicht zu Bottom-Up-Gründungen).

2. Heimatbegriff und Heimatdiskurse nach 1945

Programmatik und Rezeption der heimatpflegerischen Verbands- und Vereinsarbeit zwischen Kriegsende und Gegenwart wurden von zahlreichen strukturellen Veränderungen beeinflusst: Dazu gehörten z. B. – wie gesehen – die Förderung oder Nicht-Förderung durch die jeweiligen Bundesländer (also deren Kulturpolitik), die Integration von Vertriebenen und Flüchtlingen, der Umgang mit Nation, Region und lokalem Umfeld in den 1950er und 1960er Jahren, die Veränderungen der kommunalen Landkarten durch die Gebietsreformen in den 1970er Jahren, politische Richtungsentscheidungen in den Bundesländern, die Bildungsexpansion mit der Zunahme akademischer Berufe, die fortschreitende Diffusion und Angleichung zwischen Stadt und Land, der Wunsch, politische Mitsprache unmittelbarer ausüben zu können, d. h. auch für die Bürgerschaft vor Ort eine eigene Lobby organisieren zu können, die allgemeine Denkmal- und Umweltschutzkonjunktur oder auch die neuen Freizeitbedürfnisse der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Insgesamt lassen sich für die Zeit nach 1945 drei Phasen der Entwicklung unterscheiden.

1. Phase: Heimatboom und Neupositionierung im Bundesland (1945–1960)

Unmittelbar nach 1945 sah sich die Heimatbewegung zunächst mit drei zentralen Herausforderungen konfrontiert:

- Sie musste sich von der NS-Kulturpolitik und ihren rassenideologischen Grundpositionen abgrenzen, mit denen sie in enger Verbindung gestanden hatte.

- Sie musste sich innerhalb der neu geschaffenen Bundesländer neu formieren und sich in länderspezifische Strukturen einpassen.
- Sie musste der heimischen Bevölkerung (nicht zuletzt den Vertriebenen) Angebote einer mentalen Bindung machen, die auf nationaler und föderaler Ebene aus verschiedenen Gründen zunächst nicht zu Verfügung standen. Solange die neukonstituierte Bundesrepublik und die Bundesländer noch kein eigenes Identitätspotenzial gebildet hatten, erschien »Heimat« (was immer man im einzelnen darunter verstand) als scheinbar unbelastetes, politisch nicht diskreditiertes Substitut für Vaterland und Nation, als zweite »Keimzelle des Staates« (Ulla-Britta Vollhardt).

Deshalb war es auch nicht verwunderlich, dass führende Verbandsvertreter bis in die 1960er Jahre ohne weiteres am – zuvor missbrauchten – Begriff des »Volkstums« festhielten. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Karl Arnold (CDU) etwa, der zugleich Vorsitzender des Deutschen Heimatbundes war, formulierte sein Bekenntnis zum Volkstum 1954 folgendermaßen: Die Phase des Zusammenbruchs nach 1945 habe gezeigt, dass wahres Volkstum auch ohne Staat bestehe, da Volk und Heimat »lebendige Realitäten« seien, die auch ohne äußeres Staatsgefüge auskämen. Die Kategorie »Volk« bedeutete für ihn und viele andere Heimatfreunde in den 1950er Jahren »Verbundenheit mit der Landschaft« (und diese ließ sich politikfern und ohne ethnische Konnotationen definieren). Arnold sah keinen Widerspruch in seiner Rolle als Politiker und Heimatfunktionär, weil für ihn Heimatarbeit mit Blick auf die Vertriebenen in erster Linie integrationsfördernd – also als eine Art Sozialpolitik – ausgerichtet sein müsse. Die Heimatbewegung sollte hier eine dezidiert

gesellschaftspolitische Aufgabe übernehmen und erfüllte diese Aufgabe auch – nicht zuletzt, weil das Heimatbewusstsein der Vertriebenen durch die Flucht noch verstärkt worden war. Allerdings war das oftmals mit einer Bedeutungsverschiebung verbunden, innerhalb derer »Heimat« mit »verlorene Ostgebiete« übersetzt wurde. Immerhin konnte die bundesdeutsche Heimatbewegung hier auf ein hohes Mobilisierungspotenzial zurückgreifen; mancher ehemalige Flüchtling übernahm schon bald den Vorsitz des örtlichen Heimatvereins. Diese Aufgabe der mentalen und politischen, in Zeiten des Kalten Krieges auch gegen den Ostblock gerichteten Beheimatung führte dazu, dass klassische Heimataufgaben, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den eigentlichen Kern des Heimatdiskurses gebildet hatten (z. B. die Denkmalpflege), in den 1950er und 1960er Jahren vorübergehend aus dem Blick gerieten.

Trotzdem kam es in dieser Zeit auf der lokalen Ebene zu einem regelrechten »Heimatboom«. Überall wurden örtliche und regionale Heimatfeste begründet, die zum Teil bis auf den heutigen Tag regelmäßig begangen werden. Dabei rückte man wie vor dem Zweiten Weltkrieg das organisch Gewachsene – oft auch Religiöse – in den Mittelpunkt, dem man gegenüber dem Künstlich-Urbanen und der glaubenslosen Zusammenbruchgesellschaft den benötigten Raum verschaffen wollte. Auf dieser Ebene existierte ein konservativ-bewahrendes, zum Teil auch bäuerlich-bodenständiges Heimatverständnis, das aber nicht frei von theoretischer Reflexion war: Man setzte sich nicht etwa deshalb für die klassische Bauernstube ein, weil man sie antiquarisch erhalten wollte, sondern weil man sie als Angelpunkt, als zentralen Platz einer auf dem Rückzug befindlichen bäuerlichen Lebenswelt betrachtete.

2. Phase: Krise und Anpassung an die »technische« Moderne (1960–1980)

Etwa in der Mitte der 1950er Jahre begann in der deutschen Heimatbewegung eine Phase der allmählichen Entpolitisierung von »Heimat«, d. h. die Aufgabe der gesellschafts- und staatspolitischen Integration verlor an Bedeutung, wobei die organisatorische Nähe zu den Kultusministerien und Staatskanzleien unverändert bestehen blieb. Dietmar von Reeken spricht für sein Beispiel Niedersachsen sogar von einer regelrechten Symbiose zwischen der Landesregierung und dem Niedersächsischen Heimatbund. Das hatte auch für den Heimatbund unmittelbare Vorteile, denn er konnte die eigenen zivilisationskritischen bzw. heimatorientierten Anliegen in einem verabredeten Aushandlungsprozess (»Rote Mappe«) selbst in die Landespolitik hineinbringen. Rein heimatpflegerische Inhalte gewannen jetzt durchaus wieder die Oberhand – wie etwa die Förderung des Fremdenverkehrs durch die Anlage von Wanderwegen etc. Nur in Baden und teilweise auch in Westfalen verstärkte sich die regionale Politisierung noch einmal, da die »innere Landesgründung« und die Aushandlung landesinterner Kräfteverhältnisse in den beiden Bindestrichländern Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen noch nicht zum Abschluss gekommen waren. Solche politischen Debatten waren stets geeignet, die alten Heimatansätze und -themen zumindest vorübergehend zu überlagern. Insbesondere die Landesverbände positionierten sich dann als regionale Interessenvertretungen und verwiesen dabei auf ihre Nähe und Rückendeckung durch die gesamte Heimatbewegung. Die Badische Heimat und der Westfälische Heimatbund, die kaum Förderung von staatlicher Seite erhielten, entwickelten sich so zu

starken »Repräsentanten« des jeweils neu gebildeten Landesteils.

In einen ersten Krisenmodus begannen die Heimatbünde zu Beginn der 1960er Jahre umzuschalten: Auf dem Tag der Deutschen Heimatpflege 1960 hatte der rheinische Volkskundler Joseph Klersch darauf hingewiesen, dass die oft beklagten »Schattenseiten der modernen Zivilisation« nun auch auf den Dörfern ankämen. Die klassische (ländliche) Heimat gerate nun in den Sog zunehmender Motorisierung und drohe sich dadurch aufzulösen; die Mobilität der Industriegesellschaft schaffe immer »kleinräumigere« Wohngebiete, wodurch sich die dörflichen Kerne auseinander entwickelten. Als begleitendes Alarmzeichen wurde nicht zu Unrecht die Auflösung vieler kleiner Heimatvereine in den späten 1960er Jahren empfunden.

Diese schwierige Situation war begleitet von internen Konflikten in den Heimatverbänden und -vereinen: Während die ehrenamtlich tätigen lokalen Heimatpfleger oftmals noch rigoros fortschrittsfeindlich gegen »das Neue« vorgingen, öffnete sich die Verbandsebene seit Mitte der 1950er Jahre für neue Trends und trat gegen die Provinzialisierung des Heimatbegriffs und die Propagierung einer falschen Romantik an: z. B. durch die Einbeziehung und Anerkennung technischer Denkmäler, wobei zum Teil zwischen guten Denkmälern (etwa elektrizitätsbetriebenen Fabriken) und schädigenden Denkmälern unterschieden wurde, die mit ihren Kesselhäusern und Schloten das Landschaftsbild beeinträchtigten. Das heißt: Die Moderne wurde nun auch Teil der Heimat.

Von Bayern aus entwickelte sich in dieser Zeit der sog. dynamische Heimatbegriff (Karl Bosl): Nicht die Verhaftung mit der heimischen Scholle sollte demnach propagiert werden, sondern ein neuer Zugang zur Hei-

mat mit veränderten, u. a. aus der Sozialgeschichte gewonnenen Inhalten. In Bayern trat daraufhin nach 1970 eine neue Generation der Heimatpfleger an, die einen regelrechten »Paradigmenwechsel« anstrebte: Heimatpflege sollte sich nach ihren Vorstellungen nicht mehr mit Stammeseigenarten befassen, sondern von Sachlichkeit und Pragmatik geprägt sein und sich dezidiert als »Heimatpflege im technischen Zeitalter« verstehen. Mit ihr war auch eine Hinwendung zur Jugend verbunden (vermehrt wurden Jugendlehrgänge und Umweltthemen angeboten). Heimatpflege sollte – so die Sichtweise Anfang der 1970er Jahre – in die von vielen Seiten unterstützte politische Bildungsarbeit münden. Der »gesellschaftspolitische Auftrag« lautete: Heimatpflege habe die Aufgabe, zwischen Tradition und Fortschritt zu vermitteln, und dort, wo der Verlust des Ländlich-Agrarischen drohe, für die »Bewahrung der natürlichen Ordnung«, für eine umwelt- und sozialverträgliche Industrialisierung, Städte- und Landschaftsplanung einzutreten. Auch der WHB setzte in dieser Phase vermehrt auf neue Themen: Für die Westfalentage der 70er Jahre wählte man z. B. die Leitthemen: »Die zeitgerechte Stadt«, »Freizeitpolitik und Freizeitpädagogik« und »Bürgernaher Straßenbau«.

Die Krise des traditionellen Heimatbegriffs in den 1960er Jahren konnte also noch mit eigenen Mitteln bewältigt werden. »Zivilisationskritische« Positionen wurden überdacht und revidiert. Erklärtes Ziel der Heimat-Vordenker wurde es, die Moderne als solche zu akzeptieren und die Aufhebung der Stadt-Land-Unterschiede zuzulassen. Statt Fundamentalkritik zu betreiben, sollte es nun darum gehen, im Einzelfall einzugreifen, Schlimmeres zu verhüten und die Zusammenarbeit mit den offiziellen Stellen vor Ort zu suchen. Heimatbezug und Hypermoderne konnten Hand

in Hand gehen, nicht nur in Bayern, auch im altindustriellen Westfalen, wo jetzt auch das Ruhrgebiet ganz gezielt in die Verbandsarbeit einbezogen wurde.

Schwieriger als die erste Krise war die zweite Krise zu bewältigen. Sie wurde hervorgerufen durch den kulturellen Wandel der späten 1960er und 1970er Jahre mit dem Aufkommen einer spezifischen Jugendkultur und der Pluralisierung der Lebensstile. Vorgegangen waren ein allgemeiner Fortschrittsoptimismus und die Kommentare einer ideologiekritischen Sozialwissenschaft, die die »Provinz« immer weiter zu marginalisieren schienen. Es war eine antikonservative, politisch gefärbte Kritik, die sich hier um 1970 äußerte, dabei aber kaum über die tatsächlichen Ziele und Anliegen der Heimatbewegung informiert war. Gleichwohl übte sie einen starken Einfluss auf die akademisch geprägte Heimatpflege aus. Vor allem verstärkte sie die – vielleicht überfällige – Erkenntnis innerhalb der Verbände, einer anachronistischen Integrationsideologie anzuhängen und führte zu einer neuerlichen internen Kritik am Heimatbegriff.

Organisatorisch geriet die Heimatpflege durch den Ausbau öffentlicher Aufgabewahrnehmung zunehmend unter Druck. Seit den späten 1960er Jahren büßte sie einige ihrer Tätigkeitsfelder an die professionalisierten Ämter der Denkmalpflege, der Landesgeschichte, der Archäologie und des Naturschutzes ein. Programmatisch sah sie sich zunehmend – und nicht überraschend – den damals aktuellen politischen Debatten um die Lebensverhältnisse in der inzwischen etablierten Bundesrepublik ausgesetzt; insbesondere in Baden-Württemberg war das der Fall. Auch hier gab es aus der Studentenschaft heraus eine breite Kritik an der Konsum- und Wohlstandsgesellschaft, war man

internationaler orientiert als zuvor (und eben nicht mehr heimatlich). Massenbewegungen wurden nicht länger als Bedrohung empfunden, sondern – zumindest verbal – als fortschrittliche politische Kraft mit dem Potential, das Althergebrachte zu beseitigen. Das linksintellektuelle Periodikum »Kursbuch« widmete der »Provinz« 1975 ein ganzes Themenheft und sah diese nur noch »als bloßen historischen Überrest«. Für die Heimatarbeit programmatisch wurde in dieser Zeit etwa ein Aufsatz von Willy Leygraf in der »Schwäbischen Heimat 1971«, der mit »Heimat heute« überschrieben war. Leygraf plädierte darin für eine Modernisierung und Erweiterung des Themenspektrums, wollte weg von antiquierten Romantikvorstellungen und Gesellschaftskritik auch im eigenen Verband zulassen (in welcher Form blieb allerdings unklar).

Nach außen wurde dieses Konzept einer – erneuten – Politisierung der Heimatpflege um 1970 zumeist als »gelebte Demokratie«, staatsbürgerliche Partizipation oder neue »Umweltpolitik« deklariert. Auch die Geschichtsarbeit wurde Mitte der 1970er Jahre wieder verstärkt. Das geschah nicht zuletzt, weil mit den Neuen Sozialen Bewegungen erstmals auch konkurrierende Gruppen entstanden waren. »Basis« – das waren von nun an auch Bürgerinitiativen, Geschichtswerkstätten und ökologische Arbeitsgemeinschaften. Auch die Why!-Proteste (im Sinne des Erhaltens einer intakten Nahwelt) und die in dieser Zeit einsetzende Dialektwelle erzeugten einen kulturellen Regionalismus, eine Umwertung von »Heimat« in eine neue Form kritischen Selbstverständnisses, das die alte Heimatbewegung aufgrund ihres sozialen Hintergrundes nicht mehr bedienen konnte. Ohnehin stand die verbandliche Heimatpflege in dieser Zeit vor dem Problem, zwi-

schen wirtschaftlicher Modernisierung und traditionellem Natur- und Landschaftsschutz laviere zu müssen. Aufgrund ihrer finanziellen Abhängigkeit von staatlichen Stellen und wegen ihrer bürgerlichen Grundstruktur war sie diesem Konflikt viel stärker ausgesetzt als die neu entstandenen Umweltverbände und Umweltgruppen.

3. Phase: Selbstkritik und neue Aufgaben (1980–2010)

Der klassische Heimatgedanke erhielt aber gegen Ende der 1970er Jahre – bedingt durch die kommunale Neugliederung, die in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich weit vorangetrieben wurde – neuen Auftrieb; noch einmal kam es zu neuen Vereinsgründungen. Außerdem intensivierte sich das wissenschaftliche Interesse an der Heimatbewegung – vornehmlich seitens der Geschichtswissenschaft. Die Gründe dafür waren vielfältig: In der Bevölkerung – auch innerhalb konservativer Kreise – wuchs die Einsicht in die Begrenztheit des Wachstums, nahm die Angst vor zivilisatorischen Katastrophen und Umweltzerstörungen zu. Die kulturalistische Wende und der *spatial turn* in den Wissenschaften erzeugten ein neues Interesse an räumlichen Bezügen und Identitäten, rückten die Heimatvereine gleichsam automatisch auch ins Blickfeld historischer Untersuchungen. Bundesländer, in denen die kommunale Gebietsreform besonders rigoros umgesetzt wurde – wie in Nordrhein-Westfalen –, erlebten eine enorme Vereinsverdichtung, weil sich in den in städtische Ortsteile umgewandelten Dörfern ein ungeahntes Bedürfnis nach Heimatbewahrung ausbreitete: Es kam zu einem Boom der Ortsgeschichten und Heimatstuben; die Heimatvereine ersetzten hier zum Teil die aufge-

lösten Strukturen und stellten neue Formen der dörflichen Vergemeinschaftung bereit. Umgekehrt blieb diese Vereinsverdichtung in Baden-Württemberg oder Bayern, wo die Gebietsreform moderater verlief, weitgehend aus.

In den 1990er Jahren setzte sich die Erneuerung »von unten« bis in die Landesvereine und Heimatbünde fort. Nun wurden die Dachverbände selbstkritischer, begannen zum Teil damit, die eigene NS-Vergangenheit aufzuarbeiten, betonten das Innovationspotential und die Veränderungsbereitschaft ihrer Verbände und setzten ganz auf eine weitere Versachlichung ihrer Arbeit. Die Leitkonzepte orientierten sich nun nicht mehr in Richtung Heimatbindung, sondern in Richtung regionales Kulturerbe, das es zu »bewahren« gelte; selbst ein Haus der Siedlung »Klein Weißenhof« in Tübingen, das in den 1950er Jahren wie der Weißenhof insgesamt als »Wohn-Kiste« abgetan worden wäre, erhielt 2003 den Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes. Mit zunehmender Historisierung der Moderne wurde diese Moderne also auch für die Heimatvertreter akzeptabel. Nachdrücklich verwies man darauf, dass auch die globalen Veränderungsprozesse der Gegenwart nicht ohne Einbeziehung einer lokalen und menschlichen Dimension denkbar seien, dass »Globalisierung« letztlich auch in die »kleinen Räume« übersetzt werden müsse. Die sozialwissenschaftliche Orientierung der 1980er und 1990er Jahre führte dazu, dass »Regionale Identität« in dieser Zeit zu einem verbreiteten Alternativbegriff für »Heimat« werden konnte.

Überhaupt: Aus heutiger Sicht sollte man sich noch einmal vor Augen führen, wie fundamental sich die sozialen Ausgangsbedingungen der Heimatidee im Laufe des 20. Jahrhunderts verändert haben. Für den klas-

sischen Heimatansatz des Bildungsbürgertums gibt es inzwischen kaum noch eine Basis. Der Typus Dorflehrer oder Dorfpfarrer, der diesen Ansatz im Wesentlichen getragen hat, ist im Grunde nicht mehr existent. Und neue Zielgruppen sind nicht in Sicht. Wir haben es inzwischen mit dauermobilen Arbeitnehmern, einer Vielzahl von Nationalitäten und Teilnehmern einer globalen Internet Community zu tun. Heimat kann heute verschiedene Bedeutungen haben und z. B. den Freundeskreis meinen, das Wohlfühlen, das Quartier, das Dorf, die Region oder digitale Netzwerke auf der ganzen Welt. Daraus leitet sich ein völlig anderer, viel offenerer Heimatbegriff ab als vor hundert Jahren. Nicht von ungefähr sind Heimatvokabeln und Heimatdefinitionen in den letzten zwanzig Jahren für die unterschiedlichsten Wissenschaften – von der Sprachwissenschaft bis zur Psychologie – zu einem intensiv erforschten Gegenstand geworden, für den man inzwischen vielfältige Differenzierungen und ganz neue Systematiken gefunden hat.

3. Der Verein als Organisationsform

In diesem Abschnitt folgt ein kurzer Exkurs zur gegenwärtigen Lage im bundesrepublikanischen Vereinswesen. Wo stehen die Heimatvereine im Kontext eines anhaltenden und sich zum Teil noch verstärkenden gesellschaftlichen Wandels?

Das Vereinswesen wird heute als Teil oder als Ausdrucksform von Freizeitgestaltung begriffen. Die auf den Bereich der Freizeitforschung spezialisierte »BAT-Stiftung für Zukunftsfragen« in Hamburg hat 2014 folgende Daten zur aktuellen Situation der Vereine (= aller Vereine) zusammengestellt:

Seit 1970 hat sich die Zahl der Vereine in Deutschland auf 600 000 vervielfacht, dabei ist die Zahl der Vereinsmitglieder allerdings insgesamt gesunken. Folglich gibt es eine starke Tendenz zur Vereinsgründung und -spezialisierung, was zum Teil allerdings auch rechtliche Gründe hat (Rechtsfähigkeit der Vereine, Haftungsregeln für die Mitglieder). In der Zeit zwischen 2004 und 2014 blieb der Anteil der Bewohner des ländlichen Raumes, die einem Verein angehörten, in etwa konstant, der Anteil der Bewohner von Großstädten sank dagegen um 10 Prozentpunkte (bei Männern um 12 Prozentpunkte, bei Frauen um 6 Prozentpunkte). Die derzeitige Migration vom Land in die Großstadt verschärft also das Akzeptanzproblem mancher Vereine und sicher auch der Heimatvereine. Innerhalb der Altersgruppen reduzierte sich in diesem Zeitraum der Anteil der Mitglieder mittleren Alters am stärksten (um 11 Prozentpunkte), im Nachwuchsbereich und in der Altersgruppe der Über-55-jährigen betrug der Rückgang lediglich jeweils 8 Prozentpunkte. Die höchsten Austrittszahlen waren in den neuen Bundesländern zu verzeichnen; diese haben in zehn Jahren etwa ein Viertel ihrer Mitglieder eingebüßt, während der Verlust im Westen nur etwa halb so groß war. In der Bundesrepublik (Ost und West) ging in der Zeit von 2004 bis 2014 der Anteil derjenigen, die Mitglied in einem Verein waren, insgesamt deutlich zurück (von ca. 54 auf 44 Prozent).

Die Freizeitforscher kommen in ihrer Auswertung zu folgenden Schlussfolgerungen: Die zunehmende Zeitkonkurrenz zwischen Arbeit und Freizeit beeinträchtigt die Akzeptanz und das Wirken der Vereine. Will man diesen Abwärtstrend korrigieren, erscheint es sinnvoll, seitens der Vereine neue Angebote bereitzustellen, die die Bedürfnisse älterer Mitglieder und von Frauen stärker be-

rücksichtigen und sich flexibler nutzen lassen. Tendenziell gemieden werden heute zeitliche Verpflichtungen und organisatorische Festlegungen; ehrenamtliches Engagement wird dabei aber nicht ausgeschlossen. Eine gute Prognose besteht aktuell für Sport-, Hobby- und Interessenvereine, weniger Zuspruch finden karitative, Umwelt-, Tier- und Naturschutzvereine.

Was die Sportverbände betrifft, so konnte der Deutsche Olympische Sportbund zwischen 2000 und 2010 Zuwächse in den Sparten Fußball, Turnen, Leichtathletik und Handball feststellen; Verluste waren hingegen in den Sportarten Tennis, Schützen (auch Schützenvereine), Reiterei, Tischtennis, Schwimmen und Radfahren zu verzeichnen. Man nimmt an, dass ein erheblicher Teil der Verluste in der Altersgruppe der 20- bis 40-jährigen auf den Boom der kommerziellen Fitnessstudios zurückzuführen ist, in die gerade diese hochaktive Altersgruppe abgewandert ist. Sie bevorzugt offenbar eine stärker individualisierte, flexibel zu nutzende Betätigungsform, die nicht mehr – wie früher – auf soziale Bindungen oder kulturelle Milieus setzt. Außerdem scheint auch die mediale Vermittlung bestimmter Sportarten für die Popularität vereinsegestützter Angebote von immer größerer Bedeutung zu sein.

Was bedeutet das für die Heimatvereine? Eine Antwort auf diese Frage könnte z. B. lauten: Konzentration auf das dörfliche Umfeld und flexiblere Angebote. Die organisierte Heimatbewegung verfügt über große Erfahrungen und Kompetenzen in allen Bereichen, die mit der Gestaltung des ländlichen Raumes zu tun haben. Die Agrarromantik des 19. Jahrhunderts, die zum Teil bis in die 1950er Jahre aufrechterhalten wurde, ist in der öffentlichen Wahrnehmung in den letzten Jahrzehnten durch die Betonung ländlicher Lebens-

qualität ersetzt worden (paradoxe Weise bei einem gleichzeitig verstärkten Zug in die Städte). Wir erleben zurzeit eine regelrechte Konjunktur des Ländlichen, das in Zeitschriften und Fernsehserien als ideales Lebensumfeld inszeniert wird. Die Heimatvereine wissen, dass dieses aufgeräumte Bild nicht immer mit der Realität übereinstimmt und könnten hier aktiv werden, z. B. indem sie sich kommunalpolitisch engagieren und sich quasi als lokale Bürgerbewegung positionieren. Wo sie das bereits getan haben – so scheint es –, können sie auch steigende Mitgliederzahlen verzeichnen.

Schaut man auf die Perspektiven der »Heimatvereinsbewegung« für die nächsten Jahre, sollte man vor allem die unterschiedlichen Organisationsebenen auseinanderhalten. Diese Unterscheidung ist historisch begründet; aus ihr haben sich inzwischen deutlich voneinander abweichende Arbeitsschwerpunkte entwickelt: Die Heimatvereine an der Basis werden möglicherweise in Zukunft neue Funktionen übernehmen und manches Vertraute aufgeben müssen. Historische und landeskundliche Themen werden künftig vielleicht in den Hintergrund treten, weil man sich stattdessen eher für eine Umgehungsstraße, die Verlegung einer Stromtrasse oder ein neues Gemeinschaftstreffpunkt einsetzt. Es geht dann mitunter nicht mehr um den Erhalt des kulturellen Erbes als gemeinschaftlicher Basis, um das Bedürfnis nach Authentizität, sondern um ein enthistorisiertes, aber womöglich intaktes Heimatgefühl. Man muss sich überlegen, ob man einen solchen Paradigmenwechsel in Kauf nehmen will, denn man räumt damit wohl begründete Positionen. Aber all das gilt zunächst nur für die örtlichen Heimatvereine.

Für die regionalen Heimatbünde und Landesvereine stellt sich die Frage etwas anders:

Sie werden darauf achten müssen, dass sie ihre soziale Basis – die regionalen Eliten und »akademische Heimatforscher« – nicht verlieren. Diese Verbände tun sich schwerer als früher, in laufende politische oder gesellschaftliche Debatten einzugreifen, da sich heute jederzeit neue Interessengruppen und politische Gruppierungen bilden können und die Heimatbewegung ihre frühere Alleinstellung – d. h. ihr spezifisches kulturelles Programm und ihre Fachkompetenz – mehr und mehr einzubüßen scheint: symptomatisch etwa die Entscheidung des Schwäbischen Heimatbundes, zum »Stuttgart 21«-Gesamtprojekt kein eigenes Votum abzugeben. Die Professionalisierung der Kulturarbeit und die Pluralisierung der gesellschaftlichen Interessengruppen stellen den Vertretungsanspruch der Heimatbewegung zunehmend in Frage. Ohne Zweifel bedarf es aber weiterhin einer wissenschaftlich fundierten Heimatforschung in den regionalen Verbänden, die sich gewissermaßen für die »rationale Heimaterfahrung« zuständig erklärt und als fachlicher Ansprechpartner für die örtlichen Vereine zur Verfügung steht.

4. Zusammenfassung (Stärken-Schwächen-Vergleich)

1. Der anhaltende Trend der Globalisierung dürfte den Heimatvereinen und -verbänden mit Blick auf ihre kompensatorische Funktion insgesamt entgegenkommen. Die weiterhin zunehmende Individualisierung der Lebensstile und der Bedeutungsverlust des Bildungsbürgertums werden sich dagegen eher negativ auf sie auswirken. Künftige Programme und Inhalte sollten vor diesem Hintergrund genauer definiert, Zielgruppen direkter angesprochen werden.

2. Die Kommunale Neugliederung brachte in vielen Bundesländern eine spürbare Zäsur: Mit der Gebiets- und Funktionalreform setzte eine erhebliche Aufgabenerweiterung und Professionalisierung der lokalen Verwaltung ein; dadurch gingen den Heimatvereinen zahlreiche traditionelle Betätigungsfelder verloren, z. B. im Bereich der Archive, der Kultur- oder touristischen Angebote. Gestärkt wurde dadurch andererseits der Charakter der Heimatpflege als Querschnittsaufgabe und Interessenvertretung sowie – insbesondere im lokalen Bereich – die Rolle als zentraler lokaler Ansprechpartner, der Gemeinschaftsaktivitäten vor Ort organisiert.

3. Umweltthemen werden weiterhin zentrale gesellschaftliche Themen sein. Der Brückenschlag zwischen Heimat- und Umweltbewegung ist aber nur zum Teil gelungen. Das hat mit dem jeweiligen sozialen Hintergrund und mit den unterschiedlichen Themensetzungen zu tun: Die Heimatpflege fühlt sich zum Teil benachteiligt, weil die Politik – so wird das jedenfalls gesehen – den Umweltthemen Luft, Wasser und Lärm einen höheren Stellenwert einräumt als den klassischen Heimatthemen Landschafts- und Baukultur (festzumachen am Streitpunkt Windräder). In Niedersachsen wird z. B. beklagt, dass die Heimatpflege gewissermaßen Daueraufgaben wahrnehme, während sich der Umweltschutz im Vergleich dazu eher die »Mode-«Themen herausuche. Das Verhältnis der Heimatpflege zur Umweltpolitik wäre folglich noch einmal von Grund auf zu klären, damit hier und da Zusammenarbeit möglich wird. Allerdings besitzt der moderne Umweltschutz eine andere Genese; insofern wird es hier eher Berührungspunkte als Überschneidungen oder Synergien geben.

4. Die Darstellung historischer Themen stand lange im Mittelpunkt vieler Heimat-

aktivitäten (in der Badischen Heimat ist das immer noch der Fall). Dieser Bereich hat damit zu kämpfen, dass es heutzutage im lokalen Rahmen viele Geschichtsinitiativen und im regionalen Bereich zahlreiche – öffentliche bzw. staatliche – Konkurrenten auf dem Gebiet der historischen Forschung und Geschichtsarbeit gibt. Die Heimatvereine können hier aber nach wie vor eine wichtige Übersetzungsfunktion zwischen der wissenschaftlichen Landesgeschichte und der Vermittlung vor Ort ausüben. Die akademisch geprägten regionalen Verbände sind aufgerufen, hier nach neuen Formen der Kooperation zwischen Fachwissenschaft und Laienforschung zu suchen.

5. Auch die Funktion des Erhalts und der Konservierung von Kulturgütern und historischen Funden ist inzwischen gewissermaßen verstaatlicht (Denkmalpflege, Archäologie, Archive). Aber die staatliche Denkmalpflege steht oft vor der Schwierigkeit, ihre Sicherungs- und Erhaltungsmaßnahmen nicht hinreichend durchsetzen zu können. Auch hier könnten Heimatvereine z. B. als Vermittler zwischen den Ämtern und möglichen Sponsoren fungieren und so die Finanzierung von Denkmalprojekten ermöglichen. Durch ihre »Verortung« in der Region verfügen sie über ganz andere – nämlich persönliche – Kontakte als die staatlichen Stellen.

6. Dass Menschen mit Migrationshintergrund schon in der nächsten Zeit eine erreichbare Zielgruppe der Heimitarbeit sein können, erscheint eher zweifelhaft. Selbst wenn sich die Neubürger integrationsbereit zeigen, bieten Heimatvereine immer noch überwiegend »Produkte« an, zu denen die Migranten kaum einen Zugang finden werden; dafür sind die Vereine zu bildungsbürgerlich geprägt. Allenfalls das Angebot der sozialen Einbindung und der lokalpolitischen Ver-

tretung könnte hier Wirkung entfalten, setzt aber auch voraus, dass sich die Migranten wenigstens teilweise aus ihrem Herkunftsmilieu lösen; außerdem hat es auf die unterschiedlichen Voraussetzungen der Kultur und Religion sowie eine im Augenblick noch ungewisse Rückkehrperspektive Rücksicht zu nehmen.

7. Die befürchtete demografische Falle muss für die Heimatbewegung nicht von Nachteil sein, sondern kann auch eine Chance bieten. Die Alterungswelle ist natürlich deutlich in der Altersstruktur nahezu aller Vereine ablesbar (eindeutig dominieren die Jahrgänge 1960 und älter). Lediglich mit Blick auf das Eintrittsalter zeigt sich zum Teil ein anderes Bild (es überwiegen Neumitglieder im Alter von 40 bis 60 Jahren). Welcher Zahlenreihe man auch vertraut, die Zahl der Über-50-jährigen wird weiter ansteigen. Damit nimmt der Anteil jener Altersgruppe weiter zu, die seit jeher das eigentliche Mitgliederpotential der Heimatvereine repräsentiert, sich inzwischen aber auch vermehrt neuen Inhalten zuwendet. Hier gilt es, aktuelle Themen und Aufgaben attraktiv zu machen. Möglicherweise lassen sich mit Hilfe solcher Heimataktivitäten sogar einige jener Lücken schließen, die sich – bedingt durch die wachsende Sogkraft der Sozialhaushalte – in den kommunalen Kulturangeboten bemerkbar machen werden.

8. Die Heimatidee war seit ihrem Bestehen stets starken Schwankungen ausgesetzt und unterlag dabei deutlich spürbaren Konjunkturen. Auch waren die Konzepte der Heimatpflege niemals statisch. In der Gründungsphase nach 1900 ging es zunächst um den Erhalt historischer Relikte und Gebäude, nach 1945 um die Einpassung in die neuen Bundesländer und die Integration der Vertriebenen, nach 1970 um die mentale Kompensation für

kommunale Gebietsreformen und die Rezeption der neuen Ökologiebewegung. Sollte man also aus Sicht der Verbände – so könnte man jetzt fragen – einfach gelassen auf eine neue heimatrelevante Themenkonjunktur warten? Eine neue »Bedrohungssituation«, z. B. eine neue Diskussion um die Länderneugliederung, könnte solch ein aktivierendes Thema sein und auch schnell auf der Tagesordnung stehen (wenn auch nicht in Baden-Württemberg, Bayern oder Nordrhein-Westfalen). Doch hier kann es keine eindeutige Antwort geben. Das Aufkommen einer neuen Heimatkonjunktur wäre letztlich abhängig von gesellschaftlich stark diskutierten Leitthemen, die plötzlich aufscheinen, aber auch ausbleiben können.

9. Insgesamt kann man kaum von einer »Renaissance« der Heimatvereine sprechen – aber auch nicht von einer um sich greifenden tiefen Krise. Sicher ist die Zeit der klassischen Heimatpflege spätestens seit den 2000er Jahren vorbei; im Vordergrund stehen jetzt oftmals die »unterhaltenden Heimataktivitäten«. Das ist durchaus symptomatisch und lässt sich als Begleiterscheinung jener Herausforderungen und Tendenzen begreifen, mit denen sich die Vereine und Verbände aktuell auseinandersetzen haben:

- mit der Konkurrenz vieler anderer Institutionen und Verbände, die ähnliche Aufgaben wahrnehmen (hier sollte sich die Heimatbewegung organisatorisch besser aufstellen),
- mit der zunehmenden Individualisierung der Bedürfnisse in der heutigen Gesellschaft (hier sollte sie nach neuen Angebotsformen und Inhalten suchen)
- und mit der Tatsache, dass der Heimatpflege im Augenblick und vielleicht noch für lange Zeit ein bewegendes zentrales Thema fehlt (damit muss sie leben).

Literatur:

- Knud Andresen: Schleswig-Holsteins Identitäten. Die Geschichtspolitik des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes (1947–2005). Neumünster 2010.
- Karl Arnold: Volkstum, Heimat und Staat, in: 50 Jahre Deutscher Heimatbund. Deutscher Bund Heimatschutz. Neuss 1954, S. 7–11.
- Dietrich Bartels: Menschliche Territorialität und Aufgabe der Heimatkunde, in: Wolfgang Riedel (Hg.): Heimatbewußtsein. Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung. Husum 1981, S. 7–13.
- Andrea Bastian: Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache. Tübingen 1995.
- D. Bellmann/W. Hein/W. Trapp/G. Zang: »Provinz« als politisches Problem, in: Kursbuch 39 (1975), S. 81–127.
- Martin Blümcke/Wilfried Setzler (Hg.): »Die schwäbische Heimat in ihrer Eigenart schützen ...«. Die Geschichte des Schwäbischen Heimatbundes von seiner Gründung 1909 bis heute. Ostfildern 2014.
- Will Cremer/Ansgar Klein (Hg.): Heimat, Bd. 1: Analysen, Themen, Perspektiven. Bielefeld 1990 (darin vor allem die Beiträge von Hermann Bausinger, Karl Ditt und Wolfgang Lipp).
- Karl Ditt: Die westfälische Heimatbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen Nationalismus und Regionalismus, in: Heimatpflege in Westfalen 14 (2001), H. 2, S. 2–11.
- Helmut Fischer: Hundert Jahre für den Naturschutz – Heimat und regionale Identität. Die Geschichte eines Programms. Bonn 2004.
- Jürgen Gojny: Die Heimatvereine des Kreises Warendorf im Wandel der Zeiten, in: Warendorfer Schriften 30–32 (2002), S. 14–46.
- Heinz Gollwitzer: Der kulturgeschichtliche Ort der Heimatbewegung gestern und heute, in: Westfälische Forschungen 27 (1975), S. 12–21.
- Carl-Hans Hauptmeyer: Die Historische Kommission und der Niedersächsische Heimatbund, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 83 (2011), S. 93–115.
- Heimat nicht mehr gefragt? Referate und Diskussionen, hg. vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz. Köln 1973.
- Joseph Klersch: Die Aufgaben der Heimatpflege, in: Deutscher Heimatbund. Jahrbuch 1960/61, S. 118–128.
- Willy Leygraf: Heimat heute, in: Schwäbische Heimat 1971, H. 2, S. 58–61.
- Wolfgang Pleidl (Red.): Heimat erleben – bewahren – neu schaffen. Kultur als Erbe und Auftrag. 100 Jahre Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e. V. München 2002.
- Dietmar von Reeken: Heimatbewusstsein, Integration und Modernisierung. Die niedersächsische Heimatbewegung zwischen Landesgründung und »Grenzen des Wachstums«, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 79 (2007), S. 297–324.
- Dietmar von Reeken: Ein Verein als Gedächtnisgemeinschaft. Geschichte, Gegenwart und Zukunft im Denken und Handeln eines Heimatvereins im Wandel des 20. Jahrhunderts, in: Christiane Schröder u. a. (Hg.): Geschichte, um zu verstehen. Traditionen, Wahrnehmungsmuster, Gestaltungsperspektiven. Carl-Hans Hauptmeyer zum 65. Geburtstag. Bielefeld 2013, S. 282–295.
- Jürgen Reulecke: Antimodernismus und Zivilisationskritik: Die Heimatbewegung aus historisch-gesellschaftlicher Perspektive, in: Museumsdorf Cloppenburg u. a. (Hg.), Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg. Oldenburg 1999, S. 12–21.
- Friedemann Schmoll: Bedrohliche und bedrohte Natur. Anmerkungen zur Geschichte des deutschen Natur- und Heimatschutzes im Kaiserreich, in: Detlev Mares/Dieter Schott (Hg.): Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Bielefeld 2014, S. 47–69.
- Ulla-Britta Vollhardt: Staatliche Heimatpolitik und Heimatdiskurse in Bayern 1945–1970. Identitätsstiftung zwischen Tradition und Modernisierung. München 2008.



Anschrift des Autors:
Dr. Thomas Küster
LWL-Institut für westfälische
Regionalgeschichte
Karlstraße 33
48147 Münster
thomas.kuester@lwl.org